

IV.

Der abwesende und der öffentliche Autor

Einführung

CHRISTINE LUBKOLL (Gießen / Erlangen)

»Der abwesende und der öffentliche Autor«: Dieses Begriffspaar, das nicht dichotomisch gedacht ist, greift zentrale Aspekte der literaturwissenschaftlichen Autorschaftsdebatte auf, die seit den einschlägigen Schriften von Roland Barthes¹ und Michel Foucault² etabliert sind und die, wie in den Beiträgen zu dieser Tagung immer wieder beklagt wird, zu Gemeinplätzen verkommen sind oder auch schlicht überdacht und weitergeführt werden müssen.

Der abwesende Autor: Hier geht es um die von Foucault proklamierte »Rolle des Toten im Schreib-Spiel« oder um Roland Barthes' Konzept des *écrivain*: Zu vorschnell wird die Rede vom Tod des Autors absolut gesetzt und seine Funktion als Systemstelle im Text ausgeblendet. Liest man allerdings Foucault genauer, dann findet sich dort keineswegs eine platte »Totenerklärung«, sondern vielmehr die Frage nach Inszenierungen von Abwesenheit im Text (was etwas anderes ist):

[...] die Beziehung des Schreibens zum Tod äußert sich auch in der Verwischung der individuellen Züge des schreibenden Subjekts. Mit Hilfe all der Hindernisse, die das schreibende Subjekt zwischen sich und dem errichtet, was es schreibt, lenkt es alle Zeichen von seiner eigenen Individualität ab; das Kennzeichen des Schriftstellers ist nur noch die Einmaligkeit seiner Abwesenheit; er muß die Rolle des Toten im Schreib-Spiel übernehmen.³

In der Ausschreibung zu dieser Sektion war zunächst die Frage nach den historischen Voraussetzungen dieser Subjekt-Negation gestellt und Nietzsche als prominenter Bezugspunkt genannt worden. Dieses Thema haben wir bereits in der ersten Sektion verhandelt: zum einen hat dort der Beitrag von Martin Stingelin gezeigt, daß bei Nietzsche die Auslöschung des Subjekts

1 Barthes, Roland: »Der Tod des Autors.« In: *Texte zur Theorie der Autorschaft*. Hg. und kommentiert von Fotis Jannidis, Gerhard Lauer, Mathias Martinez und Simone Winko. Stuttgart 2000, S. 185–193. (Französisch zuerst: »La mort de l'auteur.« In: *Manteia*, 1968, S. 12–17.)

2 Foucault, Michel: »Was ist ein Autor?« In: *Texte zur Theorie der Autorschaft* (Anm. 1), S. 198–229. (Französisch zuerst: »Qu'est-ce qu'un auteur?« In: *Bulletin de la société française de philosophie* 63, 1969, Nr. 3, S. 73–104.)

3 Ebd., S. 204.

einhergeht mit der spielerischen, permanent dynamischen Erfindung einer Art von »Ego-Pluralität«⁴. Außerdem hat Bernhard Teuber den historischen Kontext der literaturtheoretischen Debatte um den Tod des Autors im Frankreich der sechziger Jahre entfaltet und im Anschluß daran etwa für Roland Barthes festgestellt, daß die performative Inszenierung des verschwindenden Autors, der Tod des Autors selbst als eine Variante des Autormodells gelesen werden muß.

In der vierten Sektion werden Inszenierungen der Abwesenheit des Autors in modernen Poetologiekonzepten untersucht; die historischen Beispiele reichen aber nicht nur zurück bis in die Zeit um 1900, sondern, wie *Britta Herrmann* es formuliert und auch *Barbara Thums* es in ihrem Beitrag zeigt: Der ›Tod des Autors‹, d. h. des in der Moderne maßgeblichen Autormodells, setzt ein mit seiner Geburt, nämlich in Autorschaftskonzepten um 1800.

Zum anderen gilt es, so heißt es wiederum im Ausschreibungstext zu dieser Sektion, Funktionen des ›öffentlichen Autors‹ zu überprüfen und moderne Praktiken der Etablierung von Autor-Autorität zu reflektieren. Verfolgt man die Darstellungen in Feuilletons (Gedenkartikel anlässlich von Geburts- oder Todestagen, Literaturstreits oder auch Fälschungsskandale wie den auf dieser Tagung diskutierten ›Fall Wilkomirski‹), betrachtet man die zunehmende Massen-Eventkultur anlässlich von Gedenkjahren (Stichwort: Goethe-Jahr); verfolgt man die moderne und auch postmoderne Selbststilisierung von Schriftstellern (von Stefan George und Else Lasker-Schüler bis hin zu Botho Strauß, Peter Handke oder Rainald Goetz), dann wird schnell klar: Vom Tod des Autors im öffentlichen Diskurs kann keine Rede sein. In diesem Zusammen gesellschaftlichen Funktionalisierungen von Autorschaft zentral, wobei auch hier die historischen Differenzierungen – vom *self-fashioning* eines George bis zur *DJ-culture* – diskutiert werden müssen. Kurz: Es handelt sich um die Forderung nach einer kulturgeschichtlichen Untersuchung von Autorschaft, wie sie auch schon von Jutta Osinski in ihrem Homer-Bertrag angemahnt wurde. Es geht darum, auch außerliterarische Bilder von Autorschaft einzubeziehen und den »Wildwuchs von Zuschreibungen« zu erfassen, der sich in popularisierten Autor-Vorstellungen niederschlägt. Nicht zuletzt sind hier auch die rechtlichen Regelungen von Autorschaft zu berücksichtigen (wie dies der Beitrag von *Gerhard Lauer* unternimmt), aber auch ökonomische Interessen und die Steuerung von Autor-Images durch den Markt. (Am Rande wurde diese Dimension auch anlässlich des Beitrags von Barbara Schaff angesprochen.)

Es kommt aber noch ein weiterer Aspekt von öffentlicher Autorschaft hinzu. Die Einbeziehung des kulturellen Feldes erfordert und ermöglicht es nämlich auch, den empirischen Autor (und das kursierende ›Wissen‹ über ihn) in die Untersuchung einzubinden. Damit ist die heikle Frage berührt, die auch Heinrich Detering am Ende der dritten Sektion gestellt hat: daß nämlich bisher die Beziehung zwischen dem außertextlichen empirischen Verfasser und dem literarischen Text durch die strikte Trennung von Autor und Spre-

4 Ebd., S. 217.

cherinstanzen im Text verstellt ist. (Die Biographismus- und Fälschungs-Diskussionen im Rahmen der dritten Sektion haben sich ebenfalls mit diesem Problem befaßt.)

Insgesamt bietet das Nachdenken über den »öffentlichen Autor« zahlreiche Möglichkeiten, seine Funktionsausübungen im kulturellen Feld *und* im literarischen Text genauer zu untersuchen. Ein entsprechendes Programm entwirft auch schon Foucault, und es sei hier an die entsprechende Stelle in »Was ist ein Autor?« erinnert:

Als Leeraussage zu wiederholen, daß der Autor verschwunden ist, reicht [...] offenbar nicht aus. Ebenso reicht es nicht aus, endlos zu wiederholen, daß Gott und Mensch eines gemeinsamen Todes gestorben sind. Was man tun müßte, wäre, den durch das Verschwinden des Autors freigewordenen Raum ausfindig zu machen, der Verteilung der Lücken und Risse nachzugehen und die freien Stellen und Funktionen, die dieses Verschwinden sichtbar macht, auszukundschaften.«⁵

In der vierten und letzten Sektion dieses Symposions wird dieses Unterfangen – in modifizierter und vielfältiger Form – vorangetrieben; es entsteht, wenn man so will, in Ansätzen eine historische Typologie von Autorschaftsmodellen und Autorfunktionen, wie sie bereits von Simone Winko eingefordert wurde. Dieser Ansatz unterscheidet sich insofern von der Foucaultschen These, als hier der Autor eben nicht für tot erklärt, sondern selbst die Form des Verschwindens als Variation von Autorschaft, sogar von »starker Autorschaft«, erkannt wird.

Um das Spektrum der Problemstellungen und Stoßrichtungen einmal im großen Bogen zu umreißen, werden im folgenden die einzelnen Beiträge kurz zusammengefaßt und anschließend einige übergeordnete Perspektiven für die Diskussion formuliert, die zugleich einen Anschluß an den bisherigen Verlauf des Symposions herzustellen versuchen.

Die ersten vier Beiträge haben gemeinsam, daß sie sich alle – mit sehr unterschiedlichen Akzentuierungen – kritisch und konstruktiv weiterdenkend mit den Thesen Michel Foucaults auseinandersetzen. *Gerhard Lauer* entwickelt in seinem Beitrag gleich in dreifacher Hinsicht eine kritische Gegenposition nicht nur zu Foucault, sondern generell zu literaturwissenschaftlichen »Gemeinplätzen« zum Thema Autorschaft. Sein Hauptaugenmerk richtet sich zunächst auf den Topos von der Geburt des Autors aus dem Geist des Urheberrechts im 18. Jahrhundert. In einer rechtsgeschichtlichen Rekonstruktion von der Antike über Mittelalter und frühe Neuzeit bis ins 18. und 19. Jahrhundert zeigt er, daß die Vorstellung vom »geistigen Eigentum«, wenn sie auch vor dem 18. Jahrhundert nicht kodifiziert war, in mehr oder weniger starker Ausprägung immer schon bestand. Im zweiten Schritt wendet er sich namentlich gegen die These Michel Foucaults, wonach der Autor im 18. Jahrhundert durch seine Ins-Recht-Setzung zu einer puren Zuschreibungsfunktion gerät. Seine Gegenthese lautet, daß es Regulationen der literarischen Kommunikation auch schon vor der Erfindung der »Rechtsfunktion Autor«

5 Ebd., S. 207 f.

gegeben habe; außerdem hebt er hervor, daß gerade seit dem 18. Jahrhundert vielfältige Möglichkeiten und Varianten erprobt werden; Lauer führt hierfür den Begriff der »offenen Autorschaft« ein. Drittens beschäftigt er sich mit mediengeschichtlichen Argumenten. Er bestreitet zunächst, daß eine emphatische Vorstellung von Autorschaft erst mit der Erfindung der Buchdruckerkunst entstanden sei; umgekehrt widerspricht er der These vom vermeintlichen Verschwinden des Autors im Zeitalter des Internet, weil sich nun gerade hier die Rechtsstellung des Autorsubjekts in der globalen Vernetzung als vorrangiges Problem erweise. Auch *Britta Herrmann* (deren Unterscheidung bzw. gleitende Skala von »starker und schwacher Autorschaft« hier schon mehrfach aufgegriffen wurde) setzt sich kritisch mit Foucault auseinander, allerdings in der Form einer konstruktiven Weiterführung. Sie wendet sich dabei vor allem gegen das einseitig schematisierende Denken in historischen Phasen oder Schnitten, das für die Literatur des späten 18. und 19. Jahrhunderts ein ausschließlich gültiges, an die Genieästhetik und ein Rechtssystem gebundenes Autorschaftmodell exponiert und dann für die Moderne das ›Verschwinden des Autors‹ exponiert. Ihre zentrale These lautet:

Seit dem 18. Jahrhundert bestehen [...] mehrere rivalisierende Autorschaftskonzepte parallel, die jeweils nach Maßgabe kulturhistorischer oder gesellschaftspolitischer Wandlungen unterschiedlich stark gewichtet werden. Die Etablierung einer rechtlich geschützten Form der Autorschaft führt zwar, diachron betrachtet, dazu, daß diese letztlich zum dominanten Modell avanciert. Synchron gesehen, erweist sich Autorschaft jedoch als eine heterogene Kategorie, die stets neu zu fassen ist.⁶

Das Papier rückt Modelle von Abwesenheit bzw. eines Zurücktretens des Autors zugunsten eines Kollektivs in den Vordergrund, um zu zeigen, daß ein ›Verschwinden des Autors‹ immer wieder – seit seiner Geburt im 18. Jahrhundert – inszeniert wird und dabei nicht einmal nur als ›schwache‹ Form von Autorschaft erscheint. Die Ausgangsüberlegung von *Barbara Thums* ist, daß Barthes' Rede vom ›Tod des Autors‹ als leitende Kategorie moderner Autorschaftskonzepte in ihren theoretischen Denkfiguren wesentlich von genau *der* kulturellen Codierung und Zeitsignatur markiert ist, die seinen Thesen ihre historische Verankerung verleiht: von der Genieästhetik um 1800. Hinzu kommt die Überlegung, daß nicht nur Foucaults Konzept *selbst* inzwischen zum Gegenstand theoretischer Reflexionen geworden und damit wissenschaftsgeschichtlich situierbar ist, sondern sich auch mit Foucaults ›pragmatischer Neuorientierung‹ im Blick auf Konzepte der ›Sorge um sich‹, der ›Ästhetik der Existenz‹, der ›Lebenskunst‹ und der ›Technologien des Selbst‹ andere Autorschaftskonzepte erschließen. Deshalb erscheint ihr eine Relektüre Foucaults mit Foucault äußerst fruchtbar. Und weil nicht nur Theorien historisch markiert sind, sondern der (Theorie-) Blick erst den historischen Gegenstand konstituiert, sieht diese archäologische Relektüre

6 Siehe den Beitrag von Britta Herrmann in diesem Band.

ihren literarischen Gegenstand in Goethes *Wilhelm Meisters Wanderjahre* oder *die Entsagenden*. Goethes Roman und der späte Foucault sind, so die These, insofern vergleichbar, als beide ein Variationsprinzip von Autorpositionen ohne letztbegründende Urheberschaft erproben. Autorschaft wird pluralisiert zur ›wandernden Autorschaft‹, der als poetologisches Programm zugleich die Askese der ›Entsagung‹ eingeschrieben ist. Hier ergeben sich nochmals Anschlußmöglichkeiten an die von Martin Stingelin vorgestellte Nietzschesche Doppelfigur von Auslöschung und Vervielfältigung bzw. Ego-Pluralität des Subjekts. Wieder an einem anderen Punkt setzt *Dirk Niefangers* Foucault-Kritik an. Sie bezieht sich auf dessen Bestimmung der Autorfunktion als *fonction classificatoire*, eine Kategorie, die ausschließlich die Ordnungsmechanismen des Diskurses bezeichnet. Niefanger betont demgegenüber zwei wichtige Aspekte des Autornamens: seine Positionierung im literarischen Feld und seine Funktion der ›Informationsvergabe‹ im literarischen Text. Damit liefert Niefanger sowohl für eine Kulturgeschichte der Autorschaft als auch für eine Verhältnisbestimmung von empirischer Autorschaft und poetischem Textsubjekt wesentliche Aufschlüsse. Zentraler Begriff seiner Argumentation ist ›das Label‹. In narratologischer Hinsicht beschreibt er – mit Genette – das Label des Autors als ›Paratext‹, der »eine Schwelle oder [...] ein Vestibül« zum Haupttext darstelle und an der Rezeptionslenkung teilhabe. Kultursoziologisch wird der Begriff des Labels – mit Pierre Bourdieu Feldtheorie – als ›Habitus‹ faßbar.

Auch *Fotis Jannidis* beschäftigt sich mit der Lesbarkeit von Autorspuren im narrativen Text bzw. mit der Frage, welche Rolle der empirische Autor (und das heißt immer auch: das Wissen, das über den Autor in Umlauf gebracht wird) bei der Rezeption von Texten hat. Zunächst geht es ihm um eine narratologische Neubestimmung des Verhältnisses von Erzähler und Autor. Gegen Klaus Weimar siedelt er die Position des Erzählers auf der Ebene der *erzählten Welt* an, was ihm dann ermöglicht, das auf dieser Tagung bereits diskutierte Konzept des ›implied author‹ wieder einzuführen, und zwar als »Konstrukt des Autors durch den Leser« und zugleich als Schaltstelle, über die auf den empirischen Autor geschlossen werden kann. Im zweiten Schritt konzentriert sich Jannidis dann auf die notwendige historische Kontextualisierung und damit auf den empirischen Autor. Ähnlich wie Niefanger kommt er zu dem Schluß, daß die Art und Weise, wie der empirische Autor Leserlenkungen vornimmt und sich im literarischen Feld positioniert, Einfluß hat auf die Konstruktion des impliziten Autors. Da die beiden (von sehr unterschiedlichen Ausgangspunkten herkommenden) Beiträge von Niefanger und Jannidis das Problem der Autorspuren im Text unter Rückgriff auf identische Theoriehorizonte (Genette und Bourdieu) bewältigen, kann man auf die vergleichende Diskussion gespannt sein.

Die beiden folgenden Beiträge von Anke Lohmeier und Albert Meier richten ihr Augenmerk auf Formen der öffentlichen Autorkonstruktion in der unmittelbaren Gegenwart, so daß hier nun auch die aktuelle Relevanz des Tagungsthemas deutlich zum Tragen kommt. *Anke Lohmeier* beobachtet in ihrer Analyse der Debatten über die »Verantwortung des Schriftstellers« nach

1989 eine erstaunliche, beharrliche Wirksamkeit des aufklärerischen Autorschaftskonzepts, wie es um 1800 namentlich von Schiller und Novalis formuliert wurde. Demnach erscheint der Autor in der öffentlichen Diskussion (etwa dem Feuilleton, z. B. im Literaturstreit um Christa Wolf) nach wie vor als »Organ universeller Wahrheit«, als verbindliche Leitfunktion und gesellschaftliche Moralinstanz. Mit ihrer Fokussierung rückt Lohmeier weniger die hier schon viel diskutierte Genie- und Autonomieästhetik in den Blick als vielmehr die politische Seite der Autorschaftsdebatte. Den Ruf nach dem »starken Autor« und die Selbstzuschreibung von Verantwortung liest Anke Lohmeier provokativ als »Konsequenz einer latent (teils auch offen) gegenmodernen Reserve gegen die plurale Gesellschaft«. Ähnlich wertet sie allerdings auch den Rückzug auf postmoderne Autorschaftskonzepte, wie sie etwa in Wolfgang Hilbigs Roman *Ich* zum Tragen kommen: auch diese Strategie dokumentiere letztlich, so die These, eine Sehnsucht nach der Befreiung von Verantwortung. Die »Wiederkehr des Ich« in der neuesten Literatur Frankreichs und Deutschlands und den Verzicht auf Selbstreferentialität konstatiert schließlich *Albert Meier* in seinem Beitrag »Irony is over«. Danach geht die Literatur der neunziger Jahre – so seine Beobachtung – auf Distanz zur Selbstbezüglichkeit postmodernen Schreibens. Erfahrung spielt wieder eine Rolle, der Rückgriff auf das Autor-Ich ist wieder gestattet. Meier beschreibt für die neueste Literatur, die ihr Selbstverständnis eng an die Popkultur anbindet, ein – sicherlich noch zu diskutierendes – Zurückweisen eines poetischen Ironiekonzeptes, das noch auf ein »Unbehagen an der Kultur« oder die Zerrissenheit des Subjekts reagieren würde. An die Stelle der Nicht-Präsenz, der Abwesenheit, tritt das Prinzip der Präsenz, das allerdings in einer Differenz (bzw. *différance*) von Alltag und transzendentaler Reflexion angesiedelt ist. Also doch eine verkappte Kunstreligion, nach dem Motto: »Gott ist ein DJ«?

Überblickt man die Reihe der in der vierten Sektion versammelten Beiträge, so lassen sich folgende in der bisherigen Diskussion entwickelten Fragen und Perspektiven aufgreifen und vertiefen:

1. Die Forderung nach einer historischen Typologisierung variabler Autorschaftsmodelle, wie sie seit dem 18. Jahrhundert erprobt werden und seitdem, mit unterschiedlichen Dominanzen, nebeneinander existieren.
2. Die Anregung, die Geschichte der Autorschaft um eine kulturgeschichtliche bzw. kultursoziologische Perspektive zu erweitern und die öffentliche Funktion von Autorschaft (und empirischen Autoren) bzw. die sich wandelnden Autorphantasmen zu untersuchen.
3. Die Notwendigkeit, Beschreibungsformen zu finden für das komplexe Verhältnis von kulturell konstruierten Autorfunktionen, empirischem Autor und Autorspuren im Text; hier ist insbesondere über ein konstruktives Zusammenwirken von Narratologie und Kultursoziologie nachzudenken.